

viel Halbwissen aus Medien und Freundeskreis durch jugendliche Köpfe geistert. Der Sexualekundeunterricht hatte offenbar keine Erkenntnisse gebracht – wäre es dann nicht angebrachter die Lehrer zu schulen, anstatt hinterher kurssorisch bei Kindern und Jugendlichen vorzusprechen? Zu dieser Erkenntnis gelangen die Autoren leider nicht.

Ein weiteres Problem stellt die mangelnde Relevanz der vorgestellten Projekte dar. Sowohl Gesine Plaggies und Silja Matthiesens Studie über das Sexualverhalten von Studierenden als auch die Arbeit Maika Böhm's über studentische Beziehungsbiographien wurden exklusiv in Hamburg angefertigt. In beiden Fällen wird nicht überlegt, wer eigentlich Zeit und Interesse aufbringt, an einer Studie teilzunehmen und sich mitzuteilen. Von welcher Vorstellung von „Sexualität“ die Autoren ausgehen erfolgt ebenfalls nicht.

Das gleiche Problem stellt sich im Beitrag von Verena Klein, Martin Rettenberger und Peer Birken zum hypersexuellen Verhalten von Frauen. Was nun genau „Hypersexualität“ ist und welche Normvorstellungen dieser Einschätzung zu Grunde liegen, wird nicht herausgestellt. Der favorisierte „HBI-Cut-Off-Wert“ (194) wird genannt, ohne erläutert zu werden. Die Autoren erwähnen erst ganz am Ende ihres Aufsatzes die Gefahr, dass durch eine solche Studie nur überkommene Mythen über „liebeshungrige Frauen“ transportiert würden (196) – geht es beim Sex wirklich immer um Liebe oder nicht einfach nur um Sex, Selbständigkeit oder Rebellion? Selbst diese Frage kann nicht geklärt werden.

Wozu, so fragt man sich spätestens in der Mitte des Buches, benötigt irgendjemand auf dieser Welt eine eigenständige Sexualwissenschaft, wenn ihre Vertreter nicht einmal sagen können, auf welcher Basis sie arbeiten. Es soll nicht in Frage gestellt werden, dass die Aufsätze in sich geschlossen sind und mit großem Fleiß erarbeitet wurden, aber wer die Fundamente des eigenen Schaffens nicht hinterfragt, hat keinen Anspruch auf eine von Alleinstellungsmerkmalen abhängige Stellung innerhalb der Wissenschaftsgesellschaft.

Nur zwei Beiträge des Buches beinhalten wirklich neue Ansätze und Kritik an der bisherigen, auch eigenen ärztlichen Arbeit. Erich Meyers Studie über die Trans\*Beratung benennt unverblümt das Problem, dass Ärzte und Bürokraten den Betroffenen meist mehr im Weg als zur Seite stehen. David Garcia Nunez und seine Mitarbeiter wiederum beschäftigen sich intensiv mit den Grenz- und Diskriminierungsproblemen, denen Trans\* heute ausgesetzt sind. Hier bietet sich dem Leser ein Ausblick auf eine Ebene, auf der akademische Forscher mit außeruniversitären Beratungsstellen gemeinsam an neuen Herangehensweisen arbeiten, die vor allem der einen Gruppe dienen, die in den übrigen Aufsätzen nur als Objekte, nicht als Subjekte wahrgenommen werden: Patienten.

Infolgedessen sucht man im vorliegenden Buch auch diejenigen Akteure des Gesundheitsmarktes vergeblich, die den Markt abdecken, den Sexualforscher in ihren Elfenbeintürmen nicht bemerken: Heilpraktiker, Yoga-Trainer, Paarberater oder Psychotherapeuten. Die Dominanz der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) auf allen Gebieten der Sexualekunde in Deutschland wird nicht kritisch bemerkt. Materielle Zwänge, fragwürdige juristische Einschätzungen und Gesetze, soziale Bedingungen und die mögliche Breitenrelevanz der eigenen Studien werden nicht einmal angeschnitten. Am Ende fehlt noch ein Register, was den Zugang zum Werk unnötig erschwert. Sind das die Perspektiven einer „jungen Sexualwissenschaft“? Wer soll eine solche Wissenschaft und entsprechend handelnde Akteure benötigen?

Florian G. Mildenberger (Frankfurt/Oder)



Herzog, Dagmar, *Lust und Verwundbarkeit. Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA*. Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wallstein Verlag, Göttingen 2018, 238 S., br., 15,00 €

Vier der sieben Texte dieses auf- und anregenden Buches sind in Deutsch und drei in Englisch verfasst. Sie bilden ein Ganzes, so wie die binationale und bikulturelle Autorin, die 1961 in den USA geboren wurde, deutschstämmige Eltern hatte, in den USA und in Deutschland studierte, derzeit als Historikerin an der City University of New York lehrt und oft in Deutschland weilt. Erst jüngst hat sie in Berlin zum Thema „Liebe und Gerechtigkeit“ auf dem Festakt „150 Jahre Magnus Hirschfeld“ gesprochen.

Der erste Text analysiert „Sexualität, Memory, Morality“ im deutschen Westen der Nachkriegszeit bis 1960.

Dabei geht es wesentlich darum, ob und inwieweit der Umgang mit Sexualität in der Nazizeit Auswirkungen auf das „Danach“ hatte. Hier zeigt sich wie in allen Arbeiten von Dagmar Herzog, dass der Zugang zum Jetzt nicht ohne den Rückblick auf die Vergangenheit zu finden ist: „Consideration of the history of sexuality, and insistence on integrating the history of sexuality with more traditional historiographical foci, also challenges our assumptions about key social and political transformations and provides new insights into a broad array of crucial phenomena“ (7).

Auch im zweiten Text geht es um einen sehr großen historischen Bogen, er reicht „von der Geschichte der Sexualität zur Sexualpolitik der Gegenwart“ (41). Diesmal geht es um Abtreibung, Behinderung, Christentum. Christentum und Abtreibung – eigentlich unvereinbar im Sinne eines „Der-Herr-hat's-gegeben-der-Herr-hat's-genommen-der-Name-des-Herrn-sei-gelobt“ als eine fremdbestimmte Haltung zu Leben und Tod. Aber gerade in den sechziger und siebziger Jahren als einer „Zeit hitzigster Auseinandersetzungen unter Theologen wie Laien“ (43) fanden sich „katholische und evangelische Geistliche und Theologen in jedem westeuropäischen Land, die sich für legalen Zugang zur Abtreibung aussprachen, und das nicht, weil sie darin ganz pragmatisch das kleinere Übel sahen, sondern weil sie diese Möglichkeit für aus christlicher Sicht geboten hielten“ (44f). Es ist eine große Fähigkeit der Autorin, einer Schwarz-Weiß-Malerei zu entkommen, ein plumpes Gut-Böse-Schema zu überwinden, das nicht immer unwillkommene und vielleicht verstörende Diverse über das verführerische Simple zu stellen. Bemerkenswerter Weise fügt Dagmar Herzog dem Thema Christentum und Abtreibung noch die Dimension Behinderung hinzu. Sie bemerkt, dass frühere Überlegungen zur Abtreibung von einem „unreflektierten und unsensiblen Umgang mit Behinderung“ getragen waren und heute „clevere Gegner der Abtreibung diese Schwachstelle“ aufgreifen und versuchen, „die Rechte Behinderter für ihre Sache nutzbar zu machen“ (45). Was ist, wenn eine Schwangere erfährt, dass ihr Kind behindert sein wird? Die werdende Mutter ist umstellt von Eiferern aller Art, denen es weniger um Mutter und Kind als um ihre Dogmen geht.

Die drei Spitzen des heiklen Dreiecks Abtreibung – Behinderung – Christentum stecken tief in historischen Schluchten und ideologischen Abgründen, und in den Winkeln des Dreiecks lauern Freund und Feind gleichermaßen. Ursprünglich ging es der angehenden Historikerin, die Gesellschaft untersuchte, keineswegs um das Thema Sexualität, aber „ohne dass ich es gesucht hätte – es war einfach da“ (206). Zeitgeschichtlich zu forschen, so erkannte sie bald, bedeutet immer, Sexualität zu berücksichtigen, und manchmal haben Auseinandersetzungen, die im politischen, moralischen, ethnischen Gewand vorgetragen werden und unversöhnlich erscheinen, ihren Grund in Unterschieden und Unvereinbarem in der Sexualität – im

Widerstreit von sexueller Emanzipation und sexueller Repression. Es ist nicht zufällig, dass die Aussagen in diesem Text auf einem Vergleich von fünf europäischen Nationen beruhen – Großbritannien, Frankreich, Bundesrepublik Deutschland, Italien und der Schweiz. Die Autorin wendet sich immer wieder Europa zu – so auch in dem dritten Text „Sexuality in Europe in the Twentieth Century“, weil die gegenwärtigen Schwierigkeiten des europäischen Zusammenfindens gegenläufige Tiefenströmungen erkennen lassen, die mit Sexualität, Sexualpolitik, Sexuelle Aufklärung, Sexualwissenschaft und natürlich auch mit Partnerschaft, Ehe, Familie – eben mit dem wahren Leben – zu tun haben.

Der vierte Text beleuchtet die „Sexuelle Revolution“ in Westeuropa. Er trägt den Titel „Umstrittene Freiheit“ und ist unbestritten eine der besten Arbeiten über die unklare „Beziehung zwischen dem politischen Aktivismus und den großen Transformationen der sexuellen Landschaft Europas in den sechziger und siebziger Jahren“ (99). Im Hintergrund steht dabei immer die Frage, wie eine sexuelle Liberalisierung mit einer gesamtgesellschaftlichen Liberalisierung zusammenhängt, ob sie Motor, Teil oder Folge ist. Klar ist nur, dass sie „als kostbares und – ja, auch – moralisches Ziel“ zu verteidigen ist (125).

Wie unterschiedlich die Wirkungsgeschichte eines Phänomens wie die freudianische Psychoanalyse in verschiedenen Kulturen verläuft, welche Konstanten und changierenden Variablen sich dabei ausmachen lassen und welche Zufälligkeiten dabei eine Rolle spielen, zeigt sich in den Texten fünf und sechs. Der fünfte Text trägt die gewitzte Überschrift „Freud's ‚Cold Wars‘. Christianization and Desexualization of Psychoanalysis in the Postwar United States“, der sechste die Überschrift „Von Ödipus zu Narziss“. In beiden Texten geht es um die Rezeption und den Stellenwert der Psychoanalyse in den USA – im fünften um Christianisierung mit der Folge einer Vertreibung des Sexuellen, im sechsten um einen „Paradigmenwechsel“ (160) mit Blick auf die Themen Homosexualität, Lust und Liebe. Ein „abrupter Prestigeverlust“ der Psychoanalyse vollzog sich nach Dagmar Herzog in den siebziger Jahren in den USA, während just in diesem Moment „das Interesse an ihr in der Bundesrepublik massiv wuchs“ (179f) – für die 68er möglicherweise „auch als Hilfestellung beim eigenen Ringen mit der Schwierigkeit, politische und sexuelle Erfüllung zu vereinen“ (180).

Die wundersame und doch so fragile Dreifaltigkeit von Sexualität, Lust und Liebe hat noch nie konflikt- und fraglos geleuchtet, insbesondere wenn es um die sexuelle Orientierung und v.a. die männliche Homosexualität geht. Kann eine feste Beziehung, eine Liebesbeziehung alle Lust erfassen? Ist Lust ohne Liebe möglich oder das Wahre oder das Schlimme? Ist die „Renaissance der Liebesdoktrin“ (178) – wie sie Herzog in den USA beobachtet – die finale Lösung? Warum werden Homosexuelle traditionell auf das

Sexuelle reduziert? Sind homosexuelle und heterosexuelle Beziehungen prinzipiell von gleicher Qualität? Muss man Homosexualität fürchten? An diesen und ähnlichen Fragen scheiden sich nicht nur die Geister, sondern auch der Geist scheidet, auch der der Psychoanalyse, die mit Homosexualität nicht zurechtkommt: „die bemerkenswerte Beständigkeit der Homophobie in der Psychoanalyse“ (160).

Der siebte Text schließlich ist der Kritischen Sexualwissenschaft in der Bundesrepublik gewidmet. Die Autorin leugnet nicht ihre Affinität zu ihr und ihren Akteuren, aber das hindert sie nicht an einer stringenten Analyse, eben auch von außen, aber nicht von oben. Die – charakteristischen – Zwischenüberschriften lauten: „Postnazistische Sexualwissenschaft“ (187), „Masters und Johnson kommen über den Ozean“ (190), „Sexualität konkret: ‚Liebe 79 – ein florierender Geschäftsweig‘“ (182), „Radikale Psychoanalyse“ (194). Man kann sich gut vorstellen, was dazu ausgeführt wird, zum Beispiel, dass nun nicht mehr nur gefragt wird, „was das versteckte Sexuelle im Nichtsexuellen sei, sondern umgekehrt: Was ist am Sex nichtsexuell?“ (196). Man spürt regelrecht die Freude der Autorin, wenn sie in ihren Forschungen auf solche Fragestellungen stößt.

Die Texte des Buches sind von einer unglaublichen Fülle an historischem Material getragen: „Ich habe eine riesige Datenbank in meinem Herzen“ (201). Daran hat der Leser nun Anteil. Doch wird man nicht erdrückt vom Faktenfundament, sondern gewinnt Boden unter den Füßen. Dagmar Herzog sortiert nachvollziehbar, schreibt verständlich und geradlinig, sie umgeht kein Problem, so heikel es auch sein mag. Sie weiß um die „Verwundbarkeit“ (Buchtitel), sie verletzt nicht, so unverblümt und ehrlich sie auch ist.

Das Sexuelle sieht sie in einem Fadenkreuz von Vergangenheit / Gegenwart und Individuum / Gesellschaft. Lust und Liebe sind individuell und folglich unendlich vielgestaltig. Aber Lust und Liebe gedeihen oder verarmen in einem gesellschaftlichen Kontext: „Ich denke nicht, dass Menschen von ihren sozialen Verhältnissen zu trennen sind, sondern finde es sehr wichtig, die Interaktion des Individuums mit seiner Umwelt in den Blick zu bekommen“ (212). Diese Umwelt, dieser Mikro- und Makrokontext – und auch die Reflektion in der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung – sind nicht statisch, sondern dynamisch, und zwar zeitgeschichtlich wie aktuell. Was heute erlaubt ist, war gestern noch verboten, was gestern allgemein üblich war, ist heute besonders. Eine progressive Kontinuität kann die Autorin nicht erkennen, aber viel Gutes und Liebenswertes, viele Sehnsüchte und „incredible yearnings“ (76) schon.

Den sieben Texten folgt zum Schluss ein furioses Interview, das Norbert Frei, Tobias Freimüller und Robert Purche vom *Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts* geführt haben und das von Sozialisation über Sexualgeschichte bis zu den USA in der Gegenwart reicht. Atemberaubend.

Kurt Starke (Zeuckritz)



Kempe, Astrid, *Lückenhaftigkeit und Reform des deutschen Sexualstrafrechts vor dem Hintergrund der Istanbul-Konvention*, Duncker & Humblot, Berlin 2018, zugleich jur. Diss. Halle 2017, 337 S., br., 89,90 €

Den Anfang einer sexualpolitisch und sexualwissenschaftlich aktiven Reformbewegung in Deutschland markierte der Versuch eines kleinen Kreises von Akteuren im Jahre 1897, einen Teil des Sexualstrafrechts zu verändern. Hierbei handelte es sich um §175 StGB, der die gleichgeschlechtliche Liebe mit Strafe belegte. Es dauerte bis 1994, ehe die Ziele von 1897 zumindest größtenteils erreicht waren. Eine Schlussfolgerung hieraus könnte sein, dass das Sexualstrafrecht eine Art Tabu im deutschen Rechtssystem darstellt, das nur sehr vorsichtig verändert werden kann, solange die Verantwortung allein bei nationalen Entscheidungsträgern liegt.

Eine indirekte Bestätigung einer solchen Annahme findet sich in der Konsequenz der Ratifizierung des „Übereinkommens zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häusliche Gewalt (Istanbul-Konvention)“, die am 11. Mai 2011 erfolgte. Bereits wenige Jahre später sahen sich die Parteien im Bundestag genötigt, elementare Paragraphen des Strafgesetzbuches zu modifizieren, allen voran §177 StGB. Angelsächsische Rechtstraditionen aus dem „common law“ wirken so auf die Fassung des deutschen Rechtes ein. Dieses Konglomerat aus historischer Zögerlichkeit, nationaler Bewusstseinsstrübung im sexualpolitischen Geschehen, die Entwicklung der Rechtsituation im EU-Ausland und die neuen Zwänge für ein deutsches Strafgesetzbuch innerhalb der EU fasst die Autorin in ihrer umfangreichen Dissertation zusammen.

Bis zur Reform des §177 im Juli 2016 galt in Deutschland eine sexuelle Handlung nur dann als nicht einvernehmlich und strafbar, wenn der Täter das schutzlose Opfer mit